



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Südwestdeutsche Wanderung. 3 : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Umständen weder verpachtet, noch in irgend einer andern Form an Private überlassen werden darf, sondern die Verwaltung nur durch die Kolonialregierung selbst, durch Bergämter zu erfolgen hat, wie dies z. B. bei den Bergwerken im Harz der Fall ist. Dann fließen die Einnahmen dem Reiche zu, dann wird man auch nicht solche Erfahrungen machen, wie man sie in Preußen mit dem Bernstein gemacht hat, wo die Regierung das Regal an einen jüdischen Kommerzienrat verpachtet hat.



## Südwestdeutsche Wanderungen

3

(Schluß)



laubt man, Baden sei das Land volksfreundlicher Einrichtungen, weil es einen liberalen Fürsten und eine aufgeklärte Bürokratie habe? Das wäre sehr oberflächlich geurteilt. Es würde immerhin noch triftiger sein, wenn einer sagte: Ihr seid politische Optimisten, die sich die Ecken und Kanten der Wirklichkeit durch angenehme Selbsttäuschungen beschönigen. Indessen, nur ein dem Volke ganz Fremder würde glauben können, alles mit dem politischen Optimismus abgethan zu haben, der ja ohne Frage da ist. Ich halte es mit dem echt alemannischen Grundsatz: Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig, und frage die Leute im Lande selbst, was sie von ihrer Politik denken. Da erinnere ich mich einer sehr beredten, wenn auch kurzen Ansage. Gerechzt, wohlwollend und veröhnlich, so rühmt ein schönes Denkmal in den städtischen Anlagen von Donaueschingen den langjährigen Präsidenten der badischen zweiten Kammer, den Apotheker Kirchner, einen der einflußreichsten Politiker des badischen Landes. Es ist bezeichnend; das sind eben die Eigenschaften, die der Alemanne hochschätzt. Durch sie hat Kirchner, der dabei entschieden freisinnig im bürgerlichen Sinne war, mehr gewirkt als durch die Staatsmännlichkeit und Klarheit, die ihm ebenfalls die Denkmalsinschrift nachrühmt. Es dürfte in Preußen selten vorkommen, daß man einem Apotheker und Landtagspräsidenten ein solches Denkmal setzt, und das in einer Stadt, wo man sich vergeblich nach Fürsten- und Feldherrndenkmalern umschaut. Wohlwollen und Veröhnlichkeit wird man als große politische Eigenschaften nur bei einem Volke rühmen, das aus weicherm Stoffe gemacht ist. Und so in der That ist in diesem alemannischen Volkscharakter mehr Weichheit, als die so leicht erregten politischen Leidenschaften zu verraten scheinen. Der Volksmund kennt den Ausdruck „wehleidig“ für eine Abstufung von empfindlich und hat auffallend zahlreiche Vergleiche für den Empfindlichen und Schüchternen, die z. B. dem derben Bayern fern liegen. Schon vor dem lauten, raschen Franken Nordbadens und der Pfalz zieht sich der Alemanne gern aufs

Schweigen zurück. Der schweizerische Alemanne ist von härterm Stoff als der badische und besonders der elsässische, vornehmlich in den Urkantonen und in Bern. Aber der behagliche Ton selbst der politischen Reden zeigt, daß auch er das weiche Gemüt des Alemannen hat, worin jene Eigenschaften wurzeln. Auf einer weisen, besonnenen Politik der Übereinkünfte ruht das Gedeihen der Eidgenossenschaft, und nicht klein ist die Zahl schweizerischer Staatsmänner, denen Denkmäler mit derselben Aufschrift zu setzen wären wie dem trefflichen Kirsner. Übrigens konnte die hohe Gestalt dieses badischen Landtagspräsidenten mit der breiten Stirn und den freundlichen braunen Augen darunter und dem beredten Mund, von dem die Worte wohlthuend wie mit leisem Gesang flossen, als der klassische Typus des alemannischen Stammes gelten.

In der badischen Geschichte treten uns diese Züge bei Fürsten und Staatsmännern in allen Generationen entgegen. Sie haben den Markgrafen Karl Friedrich, der später der erste Großherzog wurde, zum Liebling des Volkes gemacht, das ihn noch heute nicht vergessen hat. Sie waren dem Großherzog Leopold eigen, den man den Bürgerfreund nannte. Und wer fände sie nicht in der sympathischen Gestalt des regierenden Großherzogs Friedrich wieder? Wenn auch die Badenser, die mit ihrem Großherzog politisch nicht im einzelnen übereinstimmen, mit Stolz auf ihn sehen, so ist darin das Gefühl bestimmend, in ihm den angesehensten und geschichtlich wirkungsvollsten Vertreter des badischen Wesens in diesem Jahrhundert zu haben. Er verkörpert schon in seinem edeln Außern die milde billige Denkungsart, die der Badenser hochhält. Seine lebenswürdigen Formen im Verkehr mit Hoch und Niedrig und seine freundliche Nachgiebigkeit, die gepaart sind mit einem strengen Festhalten an politischen Grundsätzen von liberaler Färbung, machen ihn zum Ideal des badischen Politikers. Einem bayrischen Geschmack mag er nicht derb, einem preussischen nicht schroff genug erscheinen; für seine Unterthanen ist er gerade so recht. Und er hat sie mit aller Milde fest gehalten auf dem Wege zur deutschen Einheit, auf dem er entschieden mehr Folgerichtigkeit bewiesen hat, als die große Mehrzahl dieser Unterthanen, und größere Opfer gebracht hat, als irgend ein Einzelner unter ihnen. Man ahnt nur die Kämpfe, die ihm sein Rücktritt von der Stellung des obersten Kriegsherrn kostete, die von den Fürsten seines Ranges doch bis dahin als eine notwendige Folge der Landesherrschaft aufgefaßt wurde. Sachsen hat nach seiner Niederlage von 1866 nicht soviel verloren, als Baden nach den Siegen von Straßburg und Belfort 1871 aufgegeben hat. Der König von Sachsen ist der Kriegsherr seiner Truppen, der Großherzog von Baden sieht neben sich einen preussischen General das XIV. Armeekorps kommandiren, das fast ganz aus badischen Truppen besteht. Man hat in den siebziger Jahren viel von den Schwierigkeiten erzählt, mit denen der Großherzog zu kämpfen hatte, bis sich die militärische Nebenregierung in seinem Lande in den immerhin noch halb selbständigen Organismus des badischen Landes eingefügt hatte. Die warmherzigen Badenser ahnten damals nicht, daß sie mit dem Übermaß des Dankes und Preises für die angeblich abgewandte, in Wirklichkeit so nicht vorhanden gewesene Gefahr der Invasion des Menschenknäuels, genannt Bourbaische Armee, dem ehrgeizigen General Werder den Kopf verdrehte. Werder suchte sich an seiner Befehlshaberstelle in Karlsruhe für vermeintliche Zurücksetzungen gegenüber andern Helden des Krieges von 1870/71 schadlos zu halten, wodurch in der kritischsten Zeit die Stellung des Großherzogs recht schwierig wurde.

Aus solchen Schwierigkeiten, die sich natürlich auf allen Stufen wiederholt haben, ist in Baden doch niemals eine dauernde Verstimmung zwischen Einheimischen und „Preußen“ entstanden. Und das ist besonders lehrreich im Hinblick auf die elsässischen Verhältnisse, wo gleiche Ursachen zu ganz andern Wirkungen geführt haben. Man sieht, wieviel gegenüber angeblich unausgleichbaren Unterschieden des Volkscharakters der aus der Erkenntnis der Notwendigkeit eines Zustandes geschöpfte einfache gute Wille vermag. Es sind in Baden seit dreißig Jahren Tausende von preußischen Offizieren und Postbeamten, Universitäts- und Gymnasialprofessoren angestellt worden, weitere Tausende von Norddeutschen sind eingewandert und haben sich z. B. in dem schönen Freiburg so dicht angesiedelt, daß sie viel von dem alemannischen Charakter der Dreisamstadt samt der alten Billigkeit und Anspruchslosigkeit vermischt haben. Nicht immer ist das Auftreten der Fremden gegenüber den Einheimischen geschickt und klug gewesen, aber diese haben sich dadurch nicht hindern lassen, sich den Norddeutschen gegenüber, selbst wenn sie aus dem äußersten Nordosten kamen, als Landsleute zu zeigen, d. h. das gemeinsame Deutsche in den Vordergrund zu stellen und die immer doch verhältnismäßig kleinen Stammesverschiedenheiten zurücktreten zu lassen. Das ist das Gegenteil von der elsässischen Methode. Hoch und Niedrig hat sich in Baden vor allem bereit gezeigt, das Gute anzuerkennen, das man der preußischen Führung auf dem militärischen Gebiete verdankt. Selbst der Vergleich zwischen der Behandlung der Untergebenen durch badische und preußische Offiziere fiel für den gemeinen Mann nicht immer zu Gunsten seiner Landsleute aus. Man konnte schon 1870 badische Soldaten die ruhigere Art des Verkehrs rühmend hören, die preußische Offiziere mit ihren Soldaten pflogen; ganz richtig führten sie sie auf die allgemeine Wehrpflicht zurück.

In weiten Kreisen wirkten noch die Erinnerungen an das Sturmjahr 1849, wo das Großherzogtum wie ein Brack auf den wilden Wellen einer überreizten Volksstimmung trieb; die Armee und ein Teil des Beamtentums hatten damals einfach versagt. Daß solche Zustände gerade in einem Lande von der ausgesetzten Lage Badens nicht wiederkehren durften, darüber war man überall einig. Die Demokraten, die die traurigen Erinnerungen an 1848/49 höchst kurzfristig als rühmliche hochhalten wollen, mußten zugeben, daß die preußische Schulung mindestens zweckmäßiger sei als die badische, wenn sie auch zum Teil trotz 1866 über den Zweck einer Armee eigne Ansichten hatten. Der Herrschaft der Liberalen und später Nationalliberalen in Baden mag man manche Vorwürfe machen, sie hat jedenfalls redlich an der Annäherung zwischen Badenfern und Norddeutschen gearbeitet. Nur die Kraft der nationalen Gesinnung, die sie mit Eifer nährten, hat so manche persönliche Verstimmung über Anmaßungen der norddeutschen Freunde überwinden lassen. Selbst die ultramontane Presse Badens, die eine kräftige, offene Sprache sehr liebt, läßt erkennen, daß Badens Lage ebenso wie die Gemütsart seiner Bewohner anders sind als die Bayerns. Der Ton des „Waterlands“ oder früher des „Volksboten“ gegen Preußen ist hierzulande nie üblich geworden. Junge Heißsporne, die ihn anpflanzen wollten, mußten fühlen, daß auch in der politischen Polemik der fränkisch-alemannische Geschmack Maß und Grenzen liebt. Ihre Presse und ihre politischen Reden ließen den Widerwillen gewissermaßen nur durchscheinen, den ihnen die preußische Hegemonie erweckte. Wo sie sich einmal deutlicher äußerte, wie in der Frage der Besetzung des Freiburger Erz-

bischofstuhles oder gegenüber unglaublichen Berufungen an die Landeshochschulen oder in der Frage der Selbständigkeit der badischen Eisenbahnen, hat ihre Opposition nicht selten ins Schwarze getroffen und ihnen auch bei solchen Beifall gewonnen, die ihren Bestrebungen sonst lau gegenüberstanden. Dabei hielten aber die engen Beziehungen zum rheinischen Katholizismus und durch diesen zum Zentrum doch die Verbindungen nach allen Seiten offen, und eine Abschließung wie im Elsaß kam hier niemand in den Sinn. Man kann sagen, in Baden haben Freund und Feind daran gearbeitet, das Land fester in das Reich einzufügen, zwar aus sehr verschiedenen Gründen und mit einem sehr verschiednen Maß von gutem Willen, aber immer doch mit demselben Erfolge.

Wie anders das Elsaß. Baden und Elsaß zeigen ja auch, wie ihre Lage es selbstverständlich macht, in der politischen Entwicklung manche Ähnlichkeit. Vor allem gehört die Erstarkung des Katholizismus in Baden und im Elsaß zu den großen folgenreichen Veränderungen in Süddeutschland. Beide sind sich auch darin ähnlich, daß ihre protestantischen Minderheiten bis in die siebziger Jahre einen überwiegenden Einfluß auf die Politik ausgeübt hatten, bis die katholischen Mehrheiten sich auf ihre Macht besannen und eine Herrschaft brachen, die wie alle Partei-, Sekten- und Klippenherrschaft zuletzt tyrannisch, kleinlich, ausschließlich, kurz unerträglich geworden war. In Baden hatten der liberale Rückschlag gegen das geistlose reaktionäre Regiment der Stengel und Genossen, das sich mit dem Konkordat unmöglich gemacht hatte, und der Schwung der nationalen Idee, der im Anfang der sechziger Jahre eine aus Protestanten, liberalen Katholiken und Juden bestehende Kammer mit einer verschwindenden Minderheit von drei oder vier Ultramontanen zu stande gebracht. Ich erinnere mich noch gut der Kammerverhandlungen, in denen der ultramontane Jakob Lindau aus Heidelberg, seines Zeichens Kleinkaufmann in Wolle und Baumwolle, wie ein Fels im Meere seiner Gegner auftragte, ein Hüne von Gestalt, ein Redner von Gottes Gnaden, der im bittersten Kampfe den pfälzischen Humor nicht verleugnete. Den liberalen Beamten und Professoren stand er als ein echter Volksmann gegenüber, der zu Zeiten auch etwas Demagogie nicht verschmähte. Das rechtfertigt aber nicht, daß man ihn in der altkatholischen Bewegung, weil er den Kirchenschatz in sein Haus in Heidelberg gerettet hatte, um die Teilung zu verhindern, wie einen Dieb verurteilte. Das Gefängnis brach die Gesundheit des Mannes, dem in ruhigeren Zeiten auch Feinde die Hand gereicht hatten.

Im Elsaß hatte das dritte Kaiserreich den liberalisirenden Protestantismus begünstigt, der durch seine schriftstellernden und wissenschaftlichen Talente, durch seine Beamten und nicht zuletzt durch seine Pariser Verbindungen einflußreich war — es war der unterelßische und speziell der Straßburger Protestantismus Augsburgischen Bekenntnisses; die reformirte Insel von Mülhausen stand diesem fern. Ohnehin suchte das dritte Kaiserreich der von ihm selbst großgezogenen Macht des Klerikalismus, als sie bedrohlich wurde, überall kleine Hindernisse entgegenzusetzen. Die Elßässer Katholiken hatten sich in den ruhigen Zeiten der fünfziger und sechziger Jahre ähnlich wie die badischen darein gefunden, daß die Protestanten überall an der Spitze waren, so z. B. daß sie in der Verwaltung Straßburgs eine Art erblichen Vorrechts auf die ersten Stellen beanspruchten. Es schien ja die Stellung der Katholiken in dem katholischen Frankreich gesichert, wo das Departement des Niederrheins mit einem Drittel protestantischer Bevölkerung (jetzt 36 Prozent) überhaupt das protestantischste war. Der Übergang des

Landes an Deutschland änderte plötzlich die Lage. Das Elsaß gehörte jetzt zu einem vorwiegend protestantischen Reiche, und seine Katholiken waren in der Minderheit. Zugleich fehlte die starke Hand des französischen Kaiserreichs, die auf ihnen gelastet hatte. Alles waren Gründe, um den elsässischen Katholizismus mobil zu machen. Vereine, Versammlungen, Zeitungen, Broschüren, Flugblätter: ein Leben wie nie zuvor. In kurzem waren die Verluste der Franzosenzeit ausgeglichen, die Abneigung im Volke gegen die neuen Herren und die Neigung derselben Herren, dem Volke im Bunde mit einer Macht, wie die katholische Kirche sie bietet, entgegenzukommen, forderten diese zu einem Doppelspiel auf, das in meisterlicher Weise durchgeführt wurde.

Nur politische Träumer mochten diesseits oder jenseits der Vogesen an ein tiefes Mitgefühl der Kurie mit dem niedergeworfenen Frankreich glauben. Italienischen Politikern, wie sie im Vatikan sitzen, eine solche Sentimentalität zutrauen, ist eigentlich eine Beleidigung. Die Realpolitiker sagten sich, daß eine Verstärkung der deutschen Katholiken durch eine Million unzufriedne Elsässer und Lothringer in einer Zeit nicht unwillkommen sein konnte, wo sich in dem jungen Reiche der Kern eines weitverbreiteten Widerstands gegen die Konzilsbeschlüsse von 1870 zu entwickeln drohte. Mit dem Protest war den Politikern des Papsttums nicht geholfen, die klerikalen Abgeordneten des Reichslands nahmen also die neue Lehre insoweit an, als sie ihnen die Möglichkeit bot, an der Seite des Zentrums die deutsche Regierung im Reichstag zu bekämpfen. Und dieselbe Regierung sah dann im Elsaß einen Fortschritt in dem Beginn einer, wenn auch feindseligen, Teilnahme an den Geschäften und in der Aufgebung des ohnehin zweischneidigen Protestes. So hat sich zu derselben Zeit, wo in Baden die nationale Hochflut eintrat, im Elsaß die Erstarkung des katholischen Sonderbewußtseins unter den günstigsten Umständen vollzogen, und dieses Bewußtsein hatte große Schritte in der politischen Bahn gemacht, als es in Baden erst anfang, selbständig gehen zu lernen.

Es ist selbstverständlich, daß die Protestanten von Straßburg und Mülhausen und die nicht zu den Ultramontanen eingeschworbenen Katholiken auch die konfessionellen Zwistigkeiten, die nicht fehlen konnten, der deutschen Verwaltung in die Schuhe schoben und sie verantwortlich machten für das greifbare Wachstum des klerikalen Einflusses in der Bevölkerung. In Kolmar habe ich bittere Vorwürfe gegen sie wegen der Zulassung eines Kapuzinerklosters, der Gründung oder Stiftung des Bischofs Räß, in Siegolsheim im Kaisersberger Thal vernommen mit dem auch sonst zu hörenden Rehrreim: Das hätten die Franzosen nicht gestattet. Wenn es gilt, der deutschen Verwaltung etwas am Zeug zu flicken, wissen die Elsässer nicht jenseits der Vogesengrenze Bescheid, sonst hätte ihnen der Stich ins Spanische nicht entgehen können, den Kirche und Schule in Frankreich unter der Republik angenommen haben. Übrigens hat ihn ein scharfblickender Geist, wie Taine, schon vor einem Menschenalter kommen sehen.\*) Das Elsaß wäre von dieser Bewegung nicht verschont

\*) Man lese in Taines hinterlassenen Carnets de voyage, Notes sur la province 1863—65 (Paris, 1895) die Abschnitte über das in der Zeit der größten Blüte des dritten Kaiserthums schon bedrohlich gewordne Anwachsen des kirchlichen Einflusses auf den höhern Unterricht. Die Minister Napoleons erkannten die Gefahr, vermochten aber nichts gegen sie, weil ihr Herr vom Klerus nicht loskommen konnte, mit dessen Hilfe er Kaiser geworden war. Übrigens enthält das geistvolle Buch S. 147 und 332 interessante Schilderungen des damaligen Straßburg.

geblieben; hatte sich doch sein Klerus am engsten mit Frankreich verbunden. Schon äußerlich genommen ist ja auch heute die letzte Uniform, die Frankreich im Reichslande zurückgelassen hat, die der katholischen Geistlichen. Man kann nicht leugnen, daß sie Eindruck macht. Sie spielt sich sehr auf. Wo sonst das bekannte Paar Gendarmen mit den quergesetzten Dreispitzen und dem gelben Lederwerk paradierte, zeigen sich heute auf jeder größern Station der lange bis zu den Knöcheln reichende schwarze Rock mit der schwarzleiden Schärpe, der breittrempige Seidenfilz und die schwarzen, weißberänderten Bäckchen. Eine präsentable Uniform, die sich sehr zur Koketterie eignet, auch zur politischen, und vor allem den Vorzug aller Uniformen hat, den Korpsgeist zu heben.

Wie bescheiden, bürgerlich-bäuerlich macht sich daneben das Auftreten der badischen Kleriker, die man in Röcken von jeder Länge und in Hüten von jeder Form, auch im Schlapphut des Kunstjägers, einhergehen sieht. Darin spricht sich nicht eine andre Mode, sondern eine gänzlich verschiedene Stellung in der Gesellschaft aus, und diesem Unterschied entspricht am letzten Ende auch die verschiedene Art von politischer Stellung und Geltung der klerikalen Parteien rechts und links vom Rhein. In Baden haben wir eine Opposition wie andre auch, nur stärker und folgerichtiger, die „mit und gegen“ für das Wohl des Heimatlandes arbeitet; im Reichsland verkörpert sie einen fremden Geist, der sich dem, den Deutschland dort anpflanzen will, gänzlich unverwandt fühlt. Die Bedeutung der Abneigung der oberelsässischen Industriellen oder der Strahburger Sozialdemokraten verschwindet vor der der Klerikalen, die in Frankreich das Vaterland ihrer kirchlichen und sozialen Ideale sehen. Wer nun glauben würde, daß etwa die protestantischen Geistlichen des Unterelsaß durch eine entsprechende Anlehnung an Deutschland eine Art von Gegengewicht bilden müßten, der irrt sich. Wohl giebt es hier deutschgesinnte Männer, aber es ist in diesem Stande zugleich auch eine andre Art von Französelei heimisch: die Bewunderung der Revolution, die republikanische Gesinnung in der Art, wie sie im französischen Protestantismus ja immer Boden gefunden hat. Ich habe sie in unterelsässischen Pfarrhäusern fanatisch entwickelt gefunden.

Ist es bei so vielen Gegensätzen zu verwundern, wenn in den Schichten, wo die Menschen gewohnt sind und die Zeit dazu haben, ihre Ansicht zu „kultiviren“ und zur Schau zu tragen, Elsäßer und Deutsche wie Fluß und Nebenfluß neben einander in demselben Bette fließen, ohne sich zu mischen? Ein angesehenener ruhiger Mann, Wirt und Bürgermeister in einem vielgenannten Städtchen des Oberelsaß, von der Nüchternheit der Lebensauffassung, die dort die Leute gern von sich rühmen, schilderte mir die Schwierigkeiten, die ihm als Wirt die Abneigung zwischen Deutschen und Elsäßern gemacht habe. Es sei besser geworden im einzelnen, aber noch immer habe er das Gefühl, als ob sie sich den Rücken kehren möchten, wenn sie gezwungen sind, an demselben Tisch zu sitzen. „Que voulez vous? Die Büt möge sich halt nit, sie gefallen einander zu schlecht.“ Ja, das Einandergefallen, darin liegt eben die Schwierigkeit. Auch Völker lieben und hassen, und die Politik irrt sich gründlich, die glaubt, dieses Imponderabile außer Rechnung lassen zu können. Es ist Thatfache, Elsäßer und Altdeutsche fließen in den obern Schichten wie zwei Ströme neben einander, die sich nicht vermischen können. Die zahlreichen Verbindungen herüber und hinüber, die ein Vierteljahrhundert geschaffen hat, haben im einzelnen manches gebessert, diese Hauptthatfache haben sie aber gar nicht berührt. Es ist eine beklagenswerte Schönfärberei, wenn deutsche Beamte bei allen Ge-

legenheiten die Gegensätze als ausgeglichen bezeichnen. Das nützt gar nichts. Eher schadet es unserm Ansehen, wie denn in diesem ganzen Verhältnis der Altdeutsche sich viel zu oft in die ungünstige Stellung bringt, daß er möchte, und daß der Elsässer nicht will. Außerdem leitet er Wasser auf des Gegners Mühle durch die große Beachtung, die er den kleinen und kleinlichen Gegnerschaften, Hänseleien und Chikanen schenkt. Wieviele Kindereien hat die reichsländische Polizei durch ihren Übereifer erst zu Staatsaktionen aufgebauscht!

Ich lege sonst kein großes Gewicht auf schweizerische Urteile über die Verhältnisse im Elsaß, denn wir sind ja den Schweizern unbequem, seitdem wir groß geworden sind, und am unbequemsten im Elsaß, wo wir auch alt-eidgenössischen Boden einverleibt haben. Aber ich mußte doch einem Basler Politiker recht geben, der mir angesichts der Erinnerungen an die Selbständigkeit Mülhauseus, die in dem Musée du vieux Mulhouse vereinigt sind, über den Verfall Mülhauseus, nicht der Stadt und der Geschäfte, sondern der leitenden Familien klagte. Er meinte, der Rückgang habe allerdings schon mitten in dem größten Gedeihen unter dem dritten Napoleon begonnen, als das Elsaß allen andern Teilen Frankreichs voran die Erwerbung materieller Güter der Pflege der Freiheit und Selbständigkeit vorangestellt habe. Aber auch Deutschland habe, ohne zu wollen, dazu beigetragen, indem es sich in eine Politik der kleinen, nervösen Maßregeln habe hineintreiben lassen, die nur dazu gedient haben, daß Deutsche und Elsässer sich wechselseitig das Leben sauer machten, worüber sie beide größere Ziele verfehlten, die sie zu verfolgen meinten. Aus meiner Beobachtung oberelsässischen Lebens konnte ich hinzufügen, daß es jedenfalls die Elsässer sind, die dabei am meisten verloren haben. Die Auswanderung des intelligenten und thatkräftigen Nachwuchses, der sich nicht entschließen konnte, sich in die bestehenden Verhältnisse einzuleben, um sich ihre Vorteile zu sichern, hat gerade in den Industriegebieten des Oberelsaß am meisten dazu beigetragen, daß der Einfluß des einheimischen Elements so ziemlich in allen Beziehungen gesunken ist. Scharfblickende Deutsche haben schon vor 1870 eine gewisse partikularistische Verengerung des elsässischen Gesichtskreises beobachtet. Bei Besuchen in der Weißenburger und Lauterburger Gegend kurz vor dem Kriege im Sommer 1870 gewann auch ich denselben Eindruck, der meinen pfälzischen Freunden längst vertraut war, daß über dem Unterelsaß eine verschlafne Spießbürgerstimmung schwebte. Es war ein Mißverhältnis zwischen dem ruhmredigen Sichbekennen zur großen Nation und dem sichtlich Bestreben, hinter den Vogesen als Bürger des glänzendsten Großstaats ein behagliches Kleinstaatdasein zu führen. Ganz unbegründet erschien uns damals schon die Überhebung, mit der diese Biedermeier auf die kleinstaatlichen deutschen Nachbarn herabschauten. Nicht bloß die Badenser und die Pfälzer haben unter der Geringschätzung ihrer stammverwandten Nachbarn zu leiden gehabt, auch die Schweizer hatten sich über so manche Überhebung ihrer elsässischen Nachbarn zu beklagen.

Wie wenig gut es aber den Bewohnern dieser beiden östlichen Departements that, daß sie ein anscheinend gedeihliches, weil von den Strömen der Zeit viel weniger bewegtes und bedrohtes Dasein führten, als die Nachbarn überm Rhein und jenseits des Jura, das wußten sie selbst nicht. Die gewaltigen Enttäuschungen der Jahre 1870/71 haben sie vorübergehend aufgerüttelt. Aber nur die einsichtigsten Elsässer vermögen sich zu der Erkenntnis aufzuschwingen, daß ihre östlichen Nachbarn sie in vielen Beziehungen über-

holen. Es ist eine seltsame Verbindung von philisterhafter Selbsttäuschung und französischer Überhebung, die sie befangen machte. Dem unparteiischen Beobachter aber, der heute aus Baden oder der Pfalz oder von der Saar ins Elsaß kommt, ist es nicht zweifelhaft, daß dort drüben eine kräftigere Luft die Nerven stählt und die Augen heller macht. Ein bald dreißigjähriges Schmolzen bedeutet eben einen gewaltigen Verlust an Schwung und Thatkraft. Die männlichen Eigenschaften gehen unter weiblicher Empfindlichkeit und Launenhaftigkeit unter. An die Stelle der offenen Aussprache tritt der Klatsch. Man stichelt auf die Plumpheit, Geschmacklosigkeit, Rauheit der deutschen Sitten und übersieht dabei das wesentlichste, daß wir als das männlichere, durch Selbstzucht kräftigere, mit ernstesten Aufgaben beschäftigte Volk dem vermeichlichten, eines klaren Blickes in seine Zukunft baren Volke gegenüberreten.

Ein gebildeter Bürger im Unterelsaß zeichnete, ohne es zu wissen, sich und seine Landsleute, indem er von den Franzosen mit feiner Beobachtung sagte: „Der Franzos isch darin komisch, er isch zu ängstlich. Beim kleinste obstacle, das er uf seim Wäg findt, retirirt er. Der Dütsche goht par force drüber weg. C'est la raison: der Edmond About us Paris verkauft sein Ferme unterm Preis und goht hinter die Vogese zuck.“ Der leise Tadel war mir ebenso interessant in diesen Sätzen, wie die Sympathie des stark fühlenden Mannes für den schwachen. Viele Elsässer schätzten eben an den Franzosen gerade eine Art von Schläffheit, die die Dinge gehen läßt, wie sie gehen, das gerade Gegenteil der preußischen Schroffheit und Raftlosigkeit. Es lebte sich so leicht damit. Jetzt hoffen sie sich in einem reichsländischen Sonderdasein etwas von diesem Stilleben zu erhalten, und der Ruf: Das Elsaß den Elsässern! hat bei der Masse keinen edlern Sinn. Aber die Regierenden in Straßburg werden hoffentlich nach so vielen Enttäuschungen einsehen, daß das ein ganz anderer Partikularismus wäre als der, dem wir sonst in Deutschland geneigt sind, ein Daseinsrecht zuzugestehen, und dessen sich einst auch unsre Landsleute zwischen Rhein und Vogesen erfreuen mögen.



## Künstlerpostkarten



er A sagt, muß auch B sagen, und so gebe ich den Postkartensammlern unter unsern Lesern wieder Bericht über das, was der Markt Neues gebracht hat. Vor einem Jahre wurde die Manie, illustrierte Postkarten herzustellen und zu verschicken, allgemein. Wer den Anfang gemacht hat, das hüllt sich schon in den Schleier der Vergangenheit; ich glaube, es war das Hofbräuhaus, wo man schon seit einigen Jahren derlei angeboten bekam, was beim Frühschoppen abzusenden meist mehr Vergnügen bereitete als der Empfang, denn es war meist schauerlich. Plötzlich fing es aber überall an hervorzubrechen und zu rieseln und schließlich wie ein Strom heranzuschwemmen. Ein Narr macht viele, sagte man sich, wenn man das Zeug sah und beobachtete, wie es zu Tausenden gekauft und